

Diskussion

Grammatik? Und Interaktion? Unzulängliches aus der Gesprächsforschung

Walther Kindt

Abstract

The topic of this paper are the grammatical properties of spoken language. Do we need a totally new theory for modelling them? Are sentences still basic units? In which way can one handle the specific syntactic constructions? The answer given by some conversational analysts to these questions are insufficient in various aspects. These problems will be discussed in the following.

1 Vorbemerkungen

Die intensive diskurslinguistische Analyse von Gesprächen hat in den vergangenen 30 Jahren viele wichtige Erkenntnisse über Strukturen und Funktionen mündlicher Kommunikation erbracht. Auf diese Weise wurde ein wesentlicher Beitrag zur Entwicklung der Linguistik zu einer umfassenden Kommunikationswissenschaft geleistet. Allerdings lässt sich auch nicht übersehen, dass die Gesprächsforschung noch bestimmte Defizite in theoretischer und methodischer Hinsicht aufweist. Das betrifft z.B. das Festhalten an empirisch falsifizierbaren Auffassungen wie der Behauptung, Gesprächsstrukturen und Äußerungsbedeutungen würden von Kommunikationsteilnehmern stets neu interaktiv konstruiert. Teilweise mangelt es auch an der erforderlichen begrifflichen und argumentativen Präzision. Ein weiteres Problem besteht darin, dass zu wenig versucht wird, interpretative Aussagen semantiktheoretisch zu fundieren. Und schließlich fehlt zumeist eine systematische Überprüfung der induktiv ermittelten Hypothesen über kommunikative Regularitäten. Von solchen Kritikpunkten will ich auch meine eigenen kommunikationsanalytischen Arbeiten nicht ausnehmen. Im Allgemeinen wirken sich die betreffenden Defizite nicht übermäßig negativ aus und man kann sie damit entschuldigen, dass die Gesprächsforschung trotz der erwähnten 30 Jahre erst am Anfang ihrer Entwicklung steht. Bisweilen sind sie aber auch gravierend und sie sollten dann schnell behoben werden, um eine Mängelfortschreibung zu vermeiden und künftigen Untersuchungen eine

angemessene Orientierung zu geben. Von einem solchen Fall wird im Folgenden die Rede sein.

2 Die angebliche Unzulänglichkeit gängiger Grammatikmodelle und der Satzeinheit

In letzter Zeit haben sich etliche Vertreter der Gesprächsforschung verstärkt einem für sie neuen Thema zugewandt, nämlich der Grammatik von Äußerungen der gesprochenen Sprache. Zu diesem Thema erschien kürzlich der Sammelband einer Tagung am Institut für deutsche Sprache (Deppermann et al. 2006), der den gegenwärtigen Diskussionsstand in der Gesprächsforschung repräsentiert. Die Mehrzahl der Beiträge in diesem Band beschäftigt sich mit speziellen, in gesprochener Sprache vorkommenden syntaktischen Konstruktionen; einige Aufsätze sprechen aber auch das grundsätzliche Problem einer grammatischen Modellierung gesprochener Äußerungen genauer an. Unabhängig davon vertreten die meisten AutorInnen (eine Ausnahme bildet S. Uhmann) die Auffassung, die gängigen, primär an geschriebener Sprache entwickelten Grammatikmodelle seien – evtl. abgesehen von der neueren *construction grammar* – ungeeignet, die grammatischen Besonderheiten mündlicher Kommunikation zu erfassen.

Im Tagungsband sind in den Beiträgen von Deppermann und Fiehler genauere Argumentationen zu finden, mit denen die These der Unzulänglichkeit vorliegender Grammatikmodelle belegt werden soll. Ein erster Mangel der Theoriediskussion besteht darin, dass Deppermann die Probleme der partiellen Nicht-Kompositionalität von Bedeutungen und der phraseologischen Besonderheiten natürlicher Sprachen mit den Modellierungszielen gängiger formaler Grammatiken verquickt. Einerseits betreffen diese Probleme nicht nur die gesprochene, sondern genauso die geschriebene Sprache. Andererseits zeigen diese Probleme nicht, dass vorliegende Grammatiken prinzipiell unzulänglich, sondern dass sie ggf. ergänzungsbedürftig sind: Selbstverständlich muss eine an ein formales Grammatikmodell anschließende Semantikkomponente auch den Fall einer unmittelbaren Zuordnung von nicht kompositorischen oder inferenziell angereicherten Bedeutungen zu Konstituenten berücksichtigen (was aber grundsätzlich problemlos zu bewerkstelligen ist) und ebenso bedarf es einer Modellerweiterung, die dafür sorgt, dass bestimmte Syntagmen als nicht usuell ausgefiltert (siehe Optimalitätstheorie) und andere durch nicht generell gültige Sonderregeln erzeugt werden.

Ein zweiter Mangel zeigt sich bei der Beantwortung der von Fiehler (S. 24–26) zu Recht gestellten Frage, aus welchen grammatischen Einheiten mündliche Äußerungen und Gespräche aufgebaut sind. Denn dabei vergisst Fiehler die Einheiten des Morphems und der Phrasen. Morpheme stellen aber eine zentrale Einheit sowohl mündlicher wie schriftlicher Äußerungen zur Bildung von Wörtern dar. Analoges gilt für Phrasen hinsichtlich der Bildung von Sätzen bzw. von

kommunikativ eigenständigen Äußerungen. Vorliegende Grammatiken und insbesondere alle Varianten von Phrasenstrukturgrammatiken formulieren explizite und präzise Regeln dafür, wie einerseits aus Morphemen elementare Wörter sowie aus diesen Komposita konstruiert werden und wie andererseits aus Wörtern elementare Phrasen sowie aus diesen komplexe Phrasen entstehen. Insofern erbringen die betreffenden Grammatiken schon wesentliche Resultate über die grammatische Organisation mündlicher Äußerungen und sollten nicht vor-schnell als inadäquat abqualifiziert werden. Exemplarisch lässt sich dies auch für den Transkriptausschnitt von Deppermann (S. 44–45) belegen, an dem er die Besonderheiten gesprochener Sprache demonstrieren will. Dieser Ausschnitt besteht aus 96 Wörtern. Es kommen aber nur vier ausschließlich für die gesprochene Sprache typische Lexeme vor (so die Interjektion *ey*) und zwei davon gehören – bedingt durch die Transkriptwahl – der gegenwärtigen Jugendsprache an (so das Verb *abrippen*). Außerdem sind nur neun Wörter in einer gängigen mündlichen Version allomorphisch realisiert (z.B. *isch* statt *ich*), was aber grammatiktheoretisch keinerlei Probleme macht. Ansonsten stimmen die zahlreichen Anwendungen von Wortbildungsregeln vollständig mit der schriftsprachlichen Norm überein. Von vier Ausnahmen abgesehen, die sich leicht durch Sonderregeln erfassen lassen (z.B. *typisch Vito* statt *typisch für Vito*), sind auch die aus mehreren Wörtern bestehenden Phrasen nach denselben Regeln wie in der Schriftsprache gebildet. Insofern ist der überwiegende Teil der Äußerungsproduktion auf der Wort- und Phrasenebene unmittelbar durch einschlägige Regeln vorliegender Grammatiken erfasst und auch die wenigen Ausnahmen bedeuten kein grundsätzliches Problem, sondern erfordern nur geeignete Erweiterungen in Vokabular und Regelsystem.

Ihre Unzulänglichkeitsthese stützen Deppermann und Fiehler wesentlich auf die Tatsache, dass die von ihnen kritisierten Grammatiken Satzgrammatiken sind, also die Erzeugung von Sätzen modellieren, sowie auf die Behauptung, im Gegensatz zu schriftlichen Texten bildeten Sätze keine vergleichbare relevante strukturelle Einheit in Gesprächen (Fiehler, S. 25; Deppermann S. 45–46). Diese Behauptung wurde zwar schon von Kindt (1994a) in der Auseinandersetzung mit Rath (1985, 1992) eindeutig widerlegt. Aber offensichtlich ist es sinnvoll, die Sachlage erneut genauer zu erörtern. Zunächst muss man konstatieren, dass die beiden Autoren von einem aus der Schulgrammatik her stammenden normativen Satzbegriff ausgehen, bei dem höchstens solche Äußerungen als Sätze gelten, die ein Subjekt und ein Prädikat enthalten (Deppermann, S. 44). Dieser Satzbegriff reicht schon für die empirische Erfassung schriftsprachlicher Äußerungen nicht aus und er entspricht auch nicht der Explikation, die im Strukturalismus bereits von Bloomfield (1926) als Grundlage für Grammatiktheorien formuliert wurde. Aber selbst wenn man vom normativen Konzept sog. vollständiger Sätze ausgeht, gelangt man zu dem Resultat, dass Gespräche überwiegend oder zu einem erheblichen Anteil aus Sätzen in diesem Sinne bestehen. Dies gilt auch für das von Deppermann ausgewählte Transkriptbeispiel. Denn von den 96 dort geäußerten Wörtern sind 63 zu vollständigen Teilsätzen zu-

sammengesetzt, also immerhin 66%. Bei dieser Zählung muss entgegen Deppermanns Annahme (S. 46) auch der in dem Ausschnitt vorkommende Satz mit Verbspitzenstellung (*Rippt er die voll ab*) mitgerechnet werden. Denn wahrscheinlich ist er als asyndetisch an den Vorgängersatz des Sprechers (*Und dann rippt er die voll ab*) angeschlossene Koordinationskonstruktion zu analysieren. Abgesehen davon gilt grundsätzlich: Sätze mit dieser Wortstellung lassen sich z.B. aus der Grundwortstellung Verbletzt mit Hilfe der Transformation der Finitumvoranstellung ableiten und sie sind auch normativ korrekt. Insgesamt gesehen kann also der normative Satzbegriff nicht ganz irrelevant für Äußerungen der gesprochenen Sprache sein. Und somit leisten Grammatiken, die die Produktion syntaktisch vollständiger Sätze empirisch angemessen modellieren, einen wesentlichen Beitrag zur Erklärung des syntaktischen Aufbaus mündlicher Äußerungen und übrigens auch von turnübergreifenden Satzkonstruktionen mehrerer Sprecher als einem interessanten und wichtigen Interaktionsphänomen gesprochener Sprache.

Wenn man über eine Theorie bzw. ein Modell verfügt, das bereits einen erheblichen Teil der Sachverhalte eines Phänomenbereichs erklärt, dann sollte man immer versuchen, noch unerklärte Sachverhalte durch (möglichst einfache) Modellerweiterungen zu erfassen. Ein solcher für mündliche Äußerungen charakteristischer, aber auch bei schriftlichen Äußerungen, z.B. bei Aposiopenen zu beobachtender Sachverhalt, der in Satzgrammatiken üblicherweise nicht thematisiert wird, ist das Vorkommen von Satzabbrüchen. Nun behauptet Fiehler (S. 32), vorliegende Grammatiken seien resultatbezogen formuliert, in einer Grammatik der gesprochenen Sprache benötige man aber eine Prozessmodellierung. Tatsächlich sind je nach Zielsetzung beide Modellierungsarten legitim. Aber gerade wenn man z.B. im Hinblick auf die Behandlung von Satzabbrüchen eine Prozessmodellierung anstrebt, liefern die bekannten formalen Grammatiken und somit auch schon einfache transformationsfreie Phrasenstrukturgrammatiken prototypische Beispiele für dynamische Systeme, mit denen sich bei geeigneter Strategiewahl (*depth first, left corner*) eine inkrementelle Wort-für-Wort-Produktion von Äußerungen erreichen lässt. Deshalb kann in solchen Grammatiken entgegen der negativen Einschätzung von Deppermann (S. 46) auch jede Art von Satzabbrüchen einfach dadurch modelliert werden, dass der Ableitungsprozess an einer beliebigen Stelle abgebrochen wird, nachdem schon eine beliebige Zahl von Wörtern eines angefangenen Satzes produziert wurde.

Auch im Transkript von Deppermann kommen zwei Äußerungen mit Satzabbrüchen bestehend aus insgesamt 10 Wörtern vor (so die Äußerung *Da hätt ich ihn doch eigentlich wieder grad*). Dementsprechend steigt die Erklärungsquote der von Deppermann kritisierten Grammatiken bei Berücksichtigung der Abbruchmöglichkeit von Ableitungen auf 76%. Damit verbleiben im Transkript nur noch zwei zu diskutierende Besonderheiten. Die erste betrifft die Einfügung von Diskurspartikeln wie z.B. *ja* innerhalb einer Äußerung oder an ihrem Anfang oder Ende (Deppermann spricht verkürzt von Gliederungssignalen). Von dieser Möglichkeit wird im Transkript viermal Gebrauch gemacht. Eine solche

Einfügung zu modellieren, bedeutet für Phrasenstrukturgrammatiken überhaupt kein Problem und im Gegensatz zur Annahme von Deppermann (S. 45) gehören sie schon deshalb als fakultative Konstituenten zu dem jeweils am engsten benachbarten Satz oder einer seiner Konstituenten, weil sie keine syntaktisch eigenständigen Äußerungen bilden.

Die zweite und letzte Besonderheit im Transkript von Deppermann betrifft Ellipsen, also ein Konstruktionsphänomen, das grammatiktheoretisch besonders intensiv untersucht worden ist und genauso die geschriebene Sprache betrifft. Bei diesen (fünfmal vorkommenden) Konstruktionen macht sich negativ bemerkbar, dass Deppermann und Fiehler von einem normativen Satzbegriff ausgehen bzw. unterstellen, die vorliegenden Grammatiktheorien würden dies generell tun (Deppermann S. 44). Schon in der populären Linguistikeinführung von Lyons (1971) kann man nachlesen, dass die syntaktische Unvollständigkeit bestimmter Arten von Ellipsen nicht ihrer Einstufung als Sätzen widerspricht. Dies gilt z.B. für die Kopula- und die Subjektauslassung, die überdies besonders einfach formal zu modellieren sind. Hiervon sind vier Sätze im Transkriptausschnitt betroffen (so die subjektlose Äußerung *War auch denen ihr letztes ja?*). Grammatiktheoretisch interessanter ist der Fall von Adjazenzellipsen (Transkriptbeispiel *Wer war des? vito*). Hier liegt eine grammatische Abhängigkeit des elliptischen Äußerungsteils vor und deshalb ist er dem vorausgehenden Satz als Fortsetzung zuzurechnen (vgl. Kindt 1994a, 41–42). Wie man diesen Ellipsentyp empirisch angemessen modellieren soll, ist zwar umstritten; in jedem Fall kann man aber eine formale Modellierung vorsehen, die analog zu einem der vorliegenden Modellierungsvorschläge für Koordinationsellipsen verfährt.

Insgesamt gesehen stellt sich bei einer genauen Analyse des Transkripts von Deppermann vorläufig heraus, dass 89,5% davon in Sätzen organisiert ist und dass die restlichen 10,5% nicht etwa der Anwendung üblicher Satzbildungsregeln widersprechen, sondern nur wegen eines Abbruchs im Ableitungsprozess unvollständig bleiben. Zugleich lässt sich die gesamte Äußerungsproduktion des Ausschnitts – den ideosynkratischen Anschluss der Präpositionalphrase *für geld* in der Äußerung *Das widder typisch vito für geld* ausgenommen – bei naheliegender und relativ einfacher Erweiterung eines Regelsystems aus dem Angebot gängiger Grammatiktheorien modellieren.

3 Beschränkte Reichweite der Ergebnisse

Der Titel des Tagungsbandes „Grammatik und Interaktion“ klingt vielversprechend. Die Beschäftigung mit dem zentralen Teilthema „Grammatik der gesprochenen Sprache“ ist allerdings nicht so neu, wie in der Einleitung suggeriert wird. Denn es gab schon vor 1970 wichtige Arbeiten, die sich mit den syntaktischen Besonderheiten gesprochener Sprache beschäftigten. Weil in dem Band so vehement Kritik an den vorliegenden Grammatiken geübt wird, würde man

erwarten, dass dort alternative Modellierungsvorschläge für die betrachteten syntaktischen Konstruktionen zu finden wären. Tatsächlich bleiben die meisten Beiträge auf der Stufe einer Datenpräsentation und einer mehr oder weniger genauen Beschreibung der jeweiligen Phänomene stehen. Vereinzelt werden Aussagen über grammatische Regularitäten gemacht, explizite und präzise Regelformulierungen fehlen. Ein Vorzug des Bandes gegenüber früheren Publikationen besteht darin, dass in verschiedenen Beiträgen die Beschreibungsebene der Prosodie einbezogen ist und dass interessante Vermutungen über Korrelationen zwischen syntaktischer und prosodischer Strukturierung geäußert werden. Hierauf kann ich nur am Rande eingehen. Demgegenüber bleibt die Erwartung, man würde im Tagungsband Genaueres über das Verhältnis von Grammatik und Interaktion erfahren, unerfüllt. Das, was die Gesprächsforschung sonst empirisch und methodisch besonders auszeichnet, nämlich die Untersuchung verbaler Interaktionen sowie die Ermittlung von Äußerungsbedeutungen und -funktionen aufgrund der beobachteten Teilnehmerreaktionen, genau das fehlt im Tagungsband. Dabei hätte es genügend viele relevante Untersuchungsgegenstände und Beobachtungsmöglichkeiten dieser Art gegeben: Adjazenzellipsen, Fremdreparaturen und -reformulierungen, generell kooperative Satzproduktionen, die interaktive Fortführung, Parallelisierung oder Kontrastierung prosodischer Muster. Stattdessen beschränkt sich die Behandlung des Interaktionsaspekts darauf, dass einige AutorInnen zwar interessante, aber teils schon bekannte und teils noch relativ spekulative Thesen über die kommunikative Funktion bestimmter Konstruktionen formulieren. Vor allem fehlt den Beiträgen eine angemessene methodische Grundlage zur Überprüfung solcher Aussagen. Damit soll die Relevanz einer funktionsanalytischen Betrachtung und ihrer Ergebnisse nicht bestritten werden. Sie lenken aber zu sehr von den Aufgaben einer präzisen Aufklärung der grammatisch strukturellen Gegebenheiten ab.

Unbestreitbar liegt der hauptsächliche Ertrag des Tagungsbandes darin, dass dort viele interessante Beispiele für die betrachteten Konstruktionen zusammengestellt und beschrieben sind. Dem Anspruch einer genaueren grammatischen Analyse und Modellierung dieser Konstruktionen werden die Beiträge aber nicht gerecht; diesbezüglich liegen für einzelne Konstruktionen im Rahmen vorliegender Grammatiktheorien einschlägige Arbeiten vor, die hätten berücksichtigt werden müssen. Ausgesprochen ärgerlich sind die zahlreichen Ungenauigkeiten und Inkorrektheiten bei der Phänomenbeschreibung und in der Argumentation. Diese Mängel sollen im Folgenden an verschiedenen Beispielen ausführlich diskutiert und damit soll deutlich gemacht werden, dass dem Thema „Grammatik“ in künftigen Publikationen aus der Gesprächsforschung mehr Sorgfalt gewidmet werden muss. Man mag mir deshalb verzeihen, dass ich auf die grammatiktheoretisch positiven Seiten in den Beiträgen nicht genauso ausführlich eingehe. Eine vollständige Darstellung der vorfindlichen Mängel wird aber auch nicht angestrebt, sondern die behandelten Beispiele sind so gewählt, dass alle grundsätzlichen Probleme außer dem der *fuzzy boundaries* im Beitrag von Barth-Weingarten angesprochen werden.

4 Die Diskussion einzelner Konstruktionen

Unabhängig von den jeweils unterschiedlichen theoretischen Perspektiven einer Beschäftigung mit mündlicher Kommunikation ist es in jedem Fall ein sinnvolles Unterfangen, dass im Tagungsband auf der Basis umfangreicher Korpusanalysen solche Konstruktionen diskutiert werden, die als spezifisch für gesprochene Sprache gelten. Dass Letzteres nur in unterschiedlichem Ausmaß für die im Band betrachteten Konstruktionen zutrifft, soll jetzt nicht weiter problematisiert werden. Wichtiger ist der Umstand, dass einigen dieser Konstruktionen in der herkömmlichen Grammatikforschung bisher nicht die wünschenswerte Aufmerksamkeit zugekommen ist und insofern ein Modellierungsnachholbedarf besteht. Allerdings braucht man nach den Überlegungen von Abschnitt 2 hierfür kein grammatiktheoretisches totaliter aliter zu postulieren. Vielmehr geht es darum, vorliegende geeignete Grammatikmodelle so zu erweitern oder zu modifizieren, dass sie die betreffenden Konstruktionen angemessen erfassen.

4.1 Die Apokoinukonstruktion

Wie man sich eine solche Modellveränderung konkret vorzustellen hat, lässt sich z.B. an der Apokoinukonstruktion verdeutlichen, die Fiehler auf S. 33–35 diskutiert und u.a. mit dem von Scheutz (1992) stammenden Äußerungsbeispiel *Des ist was furchtbares is des* illustriert. Zunächst übernimmt Fiehler unkritisch die Behauptung von Scheutz, die Gesamtkette einer Apokoinukonstruktion sei syntaktisch nicht wohlgeformt, was für das zitierte Beispiel schon intuitiv nicht einleuchtet und auch dem Ergebnis einiger von mir durchgeführter Sprecherbefragungen widerspricht. Tatsächlich handelt es sich bei diesem Beispiel nur um den Sonderfall einer parataktischen Verknüpfung zweier Teilsätze zu einem Satz. Sodann wertet Fiehler die Konstruktion als Beleg für die Notwendigkeit einer Einführung „prozessual-funktionaler“ Beschreibungskategorien sowie einer zugehörigen Funktionsanalyse. Fiehlers diesbezügliche Argumentation ist jedoch nicht korrekt. Zwar trifft es zu, dass Apokoinukonstruktionen unterschiedliche kommunikative Funktionen haben können. Aber weder für die Strukturbeschreibung noch für die Darstellung der Ableitung bei der Erzeugung einer solchen Konstruktion benötigt man irgendwelche neuen Kategorien, die über den Kategorienbestand einer Phrasenstrukturgrammatik hinausgehen. Die einzige Modifikation, die für eine Modellierung der Produktion von Apokoinukonstruktionen erforderlich ist, besteht darin, dass man Konstituentenstrukturen zulässt, bei denen eine Konstituente (oder ggf. mehrere), nämlich das sogenannte Koinon (also im obigen Beispiel *was furchtbares*) von zwei verschiedenen Kategorienknoten dominiert wird und somit in doppelter syntaktischer Funktion vorkommt. Und für die Veränderung der Ableitungsregeln einer Phrasenstrukturgrammatik heißt dies, dass eine zusätzliche Regel eingeführt wird, nach der unter bestimmten Voraussetzungen zwei benachbarte Symbole derselben Kate-

gorie zu einem Symbol verschmolzen werden dürfen. Für welche kommunikative Funktion die spezifische Struktur einer Apokoinukonstruktion verwendet wird, ist syntaktisch unerheblich. Relevant ist jedoch, dass strukturell zwei verschiedene Typen von Apokoinukonstruktionen unterschieden werden müssen. Das oben zitierte Beispiel gehört dem ersten Konstruktionstyp an, bei dem zwei (vollständige) Sätze miteinander verschmolzen sind. Beim zweiten Typ betrifft die Verschmelzung demgegenüber einen abgebrochenen und einen vollständigen Satz. Dies gilt für das zweite von Fiehler zitierte Scheutz-Beispiel *Wir haben dann wie dann die garnkrise war die rohölkrise ham wir schwer verlorn*. Nach dem in Abschnitt 2 Gesagten bedeutet es für Phrasenstrukturgrammatiken kein Problem, die Produktion abgebrochener Sätze zu modellieren. Von grammatiktheoretisch zentraler Bedeutung ist aber die Erkenntnis, dass der empirische Satzbegriff auch den Fall von Äußerungen umfasst, bei denen in einen Satz syntaktisch unvollständige oder sogar inkorrekte Teiläußerungen integriert sind. Diese Erkenntnis liefert auch die Legitimation für den Anspruch, grammatikalisierte Reparaturkonstruktionen generell im Rahmen einer Satzgrammatik modellieren zu können. Konkret ergibt sich hiermit z.B., dass der Satz *Die laden uns irgendwie auf pepp ein und so* im Transkript von Deppermann als asyndetisch angeschlossene Reparatur des zuvor formulierten abgebrochenen Satzes *Wir hatten* einzustufen ist und beide Teiläußerungen zusammen einen Satz bilden. Dies erhöht wieder die Zahl der Wörter, die zu Sätzen des Transkripts gehören.

4.2 Ellipsen

Da in drei Beiträgen des Tagungsbandes neben den im Transkriptausschnitt von Deppermann vorkommenden Ellipsenarten noch andere näher diskutiert werden, muss noch einmal grundsätzlicher auf das Problem von Ellipsenkonstruktionen und ihrer Modellierung eingegangen werden. Zunächst lassen sich zwei Typen von Ellipsen unterscheiden. Zum einen Ellipsen, die Wortsinne als Auslassungsphänomene, aber nicht als defizitär zu betrachten sind; zum anderen Ellipsen, bei denen die Einschätzung als Auslassungsphänomen nur auf einer inkorrekten Wahrnehmung bzw. einer unzureichenden grammatischen Analyse beruht und die in Wirklichkeit durch eine in traditionellen Grammatiken nicht bekannte spezielle koordinative Verknüpfung mit einem vorausgehenden oder nachfolgenden Äußerungsteil zustande kommen. Den zweiten Ellipsentyp kann man daran erkennen, dass der (zu Unrecht) als elliptisch eingestufte Äußerungsteil von seiner Vorgänger- oder Nachfolgeäußerung grammatisch abhängig ist und somit insbesondere keinen eigenständigen Satz bildet. Dieser Fall liegt z.B. bei Koordinations- und Adjazenzellipsen vor. In den Beiträgen von Deppermann, Günthner und Redder werden nur zusätzliche Ellipsenarten des ersten Typs behandelt. Entgegen der Einschätzung der drei AutorInnen sind alle diese Arten als satzwertig einzustufen, denn sie bilden zwar rudimentäre, aber gram-

matisch eigenständige konventionalisierte Äußerungsformen, d.h. es besteht keine grammatische Abhängigkeit zwischen ihnen und ihrer sprachlichen Umgebung, sie können auch allein als Kommunikation vorkommen und das Gleiche gilt nicht bei einer Zerlegung von ihnen für die sich dabei ergebenden Teile. Dabei gehe ich im Unterschied zur Darstellung in Kindt (1994a, 36ff, 45ff) davon aus, dass man für eine Operationalisierung der Satzdefinition von Bloomfield (1926) folgenden Tilgungstest verwenden sollte: Man entfernt die hinsichtlich ihrer Einstufung als Satz zu beurteilende Äußerung aus ihrer Umgebung und überprüft, ob beide Resultate als minimal eigenständig gelten können.

Bei den Aussparungsellipsen erspart sich der Äußerungsproduzent aus verschiedenen Gründen die Formulierung von einer oder von mehreren Konstituenten. Zum einen kann er im Sinne der Quantitätsmaxime von Grice darauf vertrauen, dass Rezipienten die fehlende syntaktische oder semantische Information ergänzen. Zum anderen möchte er eventuell auf diese Weise einen besonderen semantischen oder pragmatischen Effekt erreichen (hierzu stellen die drei AutorInnen relevante Hypothesen auf). Beispielsweise können bestimmte Kurzformen von Sätzen die Schnelligkeit des dargestellten Geschehens ikonisch abbilden. Außerdem ist die Wahl einer elliptischen Äußerungsrealisierung manchmal für die Durchführung bestimmter Sprechhandlungen pragmatisch angemessener (z.B. was die Indirektheit und Höflichkeit von Aufforderungen betrifft). Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass die betreffenden verkürzten Satzmuster syntaktisch als abgeleitet gelten bzw. modelliert werden können. Denn nach wie vor befolgen sie in ihrem sprachlich realisierten Teil die üblichen syntaktischen Regeln (z.B. hinsichtlich der Valenz von Wörtern) und auch bei der Aussparung von Äußerungsteilen gehen sie nach konventionalisierten Regeln vor. Dabei lässt sich die Aussparung einer Konstituente z.B. in einer Phrasenstrukturgrammatik einfach dadurch modellieren, dass die Ableitung bei dem zugehörigen Kategoriensymbol nicht weitergeführt wird und auf diese Weise keine lexikalische Einsetzung zustande kommt. Insofern ergibt sich wieder genereller, dass die Unzulänglichkeitsthese von Fiehler, Deppermann et al. auch für Aussparungsellipsen inkorrekt ist.

Man muss genauer zwei Grundtypen von Aussparungsellipsen unterscheiden. Beim ersten Typ erspart sich der Produzent die Formulierung einer syntaktisch oder phraseologisch redundanten Konstituente (also z.B. Artikel, Hilfsverb oder Teil eines Funktionsverbgefüges). Rezipienten können die betreffende Konstituente also kontextfrei erschließen. Der zweite Typ betrifft die Aussparung von Konstituenten, bei denen nur ihre grammatische Funktion kontextfrei zu erschließen ist; vornehmlich handelt es sich um Subjektsnominalphrasen. Folglich muss sich die Konstituente bzw. ihre Bedeutung eindeutig aus dem Kontext erschließen lassen. Bei Subjektellipsen gelingt dies dadurch, dass als Bedeutung der prominenteste Referent aus dem gegenwärtigen Wahrnehmungsfokus gewählt wird, zu dem die in der Ellipse formulierte Prädikatikon am besten passt. Häufig kommen auch Mischformen dieser beiden Ellipsentypen vor. M.a.W. diese beiden Typen liefern die generelle grammatiktheoretische Grund-

lage für alle Spezialfälle von Aussparungsellipsen, die deshalb nicht zwangsläufig als eigenständige Konstruktionen aufgefasst werden müssen.

Soweit die Theorieskizze. Jetzt können wir die von den drei AutorInnen behandelten Ellipsenarten und zugehörige Beispiele betrachten. Die zweite (oben schon als Satzabbruch gewertete) Äußerung im Transkript von Deppermann (*Da hätt ich ihn doch eigentlich wieder grad*) stuft er auf S. 45 als Aposiopese ein, also als eine phraseologisch zu vervollständigende Ellipse. Falls er mit dieser m.E. nicht ganz eindeutigen Einschätzung Recht hat, bildet die Äußerung einen Satz und damit ließe sich der Gesprächsausschnitt zu 100% in Sätze unterteilen. Interessanter ist in seinem Beitrag die Diskussion über die, natürlich auch in geschriebener Sprache vorkommende Ellipsenart „Deontische Infinitivkonstruktion“. Allerdings sind schon seine ersten beiden Beispiele nicht (eindeutig) diesem Typ zuzuordnen. Im ersten Beispiel (S. 53) *Erst hausaufgaben dann fernsehen* stellt *hausaufgaben* keinen Infinitiv dar und deshalb sollte auch *fernsehen* als Nominalphrase interpretiert werden; vielmehr handelt es sich bei dieser Äußerung wahrscheinlich um eine phraseologische Ellipse, die in Analogie zu *Erst die Arbeit, dann das Vergnügen* gebildet ist. Das zweite (dialogische) Beispiel „*Ja was machen wir bloß heute*“ – „*Backen für morgen*“ (S. 54) bildet demgegenüber eher eine Frage-Antwort-Ellipse. Ein prototypisches Beispiel für die deontische Infinitivkonstruktion liefert demgegenüber die Äußerung eines Kindes *Immer aufräumen* (S. 54) als Reaktion auf die Aufforderung seines Vaters *Jetzt machste erst mal dein zimmer* (vgl. Barth-Weingarten, S. 74). In vervollständigter Version würde diese Äußerung etwa *Immer soll ich aufräumen* lauten. Man sieht also, dass sich deontisches Verb und Referent für das Subjekt leicht erschließen lassen und dass eine spezielle Mischform der beiden Grundtypen von Aussparungsellipsen vorliegt.

Auch das erste Beispiel im Beitrag von Günthner *Und er kuckt ihn halt an, stutzt, geht zurück und kurz drauf war ma drin* (S. 97) liefert im Gegensatz zu ihrer Annahme gerade keinen Beleg für die Ellipsenformen, die sie „dichte Konstruktionen“ nennt. Vielmehr handelt es sich um eine normale mehrgliedrige Koordinationskonstruktion und ihre Fehleinschätzung beruht darauf, dass sie die Sequenz *stutzt, geht zurück* aus ihrem grammatischen Kontext herausgelöst betrachtet. Das Gleiche gilt für die Beispiele auf S. 99, S. 102, S. 103, S. 112 sowie für das erste Beispiel auf S. 110 allerdings mit dem Unterschied, dass dort teilweise asyndetische Koordinationskonstruktionen vorliegen (so auf S. 99 die Äußerung *Ich versuch einzuparken bei de klara, komm an das auto daneben ran, steig aus, seh nix*). Ansonsten präsentiert sie verschiedene interessante Belegbeispiele für drei bzw. genauer gesagt vier, schon länger bekannte Arten von Aussparungsellipsen. Bei allen Beispielen, mit denen sie die Kategorie „Uneigentliche Verbspitzenstellung im narrativen Präsens“ illustrieren will, handelt es sich in Wirklichkeit um Koordinationskonstruktionen, weil das Subjekt bereits im ersten Äußerungsteil eingeführt wird. Genau klassifiziert liegen dort teilweise (anaphorische) Linksausklammerungen vor (so die schon erwähnten Beispiele von S. 97 und S. 99) und teilweise Subjektbinnenellipsen (so auf

S. 102 die Äußerung *Darauf nimmt er seine handschuhe, stopft se sich unter die jacke*; vgl. zu diesem Konstruktionstyp Kindt 2003). Prototypische Beispiele für die Konstruktion „Uneigentliche Verbspitzenstellung“ in Erzählungen und Witzen folgen demgegenüber dem Muster von *Geht ein Mann in eine Apotheke*, in dem nicht das Subjekt fehlt, sondern eventuell – darüber streiten sich die Experten – eine Temporalangabe wie *da* oder das unspezifisch auf eine Situation referierende Pronomen *es* und dann würde auch eine spezielle Art von Aussparungsellipsen vorliegen. Die Kategorie „Infinitkonstruktion“ illustriert Günthner u.a. am Beispiel *Ich nix wie weg*. Nur diese für mündliche Erzählungen typische Ellipsenart ist mir in schriftlicher Alltagskommunikation noch nicht bewusst aufgefallen. Günthners zugehörige Erläuterung (S. 105) ist m.E. folgendermaßen grammatiktheoretisch zu präzisieren: Ausgespart ist in dem Beispiel die syntaktisch redundante Kopula *bin* und ein zum Präfix *weg* gehöriger und phraseologisch erschließbarer infinitiver Versteil wie *gerannt*. Ein noch extremeres Beispiel für diese Ellipsenart, bei der nämlich überhaupt kein Teil des infiniten Verbs vorhanden ist, findet man im Beitrag von Redder mit der Äußerung *Ich kleider vom leib* (S. 128): Hier erübrigt sich die Formulierung des gesamten Verbkomplexes, weil *kleider vom leib* phraseologisch *gerissen* als infiniten Versteil nahe legt; wiederum determiniert *gerissen* das finite Hilfsverb *habe* sowie das Vorhandensein eines Dativobjekts, wofür als prominenter Referent im vorliegenden Kontext nur das Kind des Sprechers in Frage kommt, das sich mit kochendheißem Kaffee verbrüht hat. Soll man nun für alle grammatischen Varianten der Infinitkonstruktion jeweils ein eigenständiges verfestigtes Konstruktionsmuster ansetzen? Oder ist es ökonomischer, die je spezifischen Aussparungsmöglichkeiten auf die Anwendung gemeinsamer Aussparungsregeln zurückzuführen? Interessant an Günthners Konstruktionsbeschreibungen ist übrigens der Umstand, dass sie es zwar ablehnt von Ellipsen zu sprechen, dass sie aber selbst den Terminus „aussparen“ u.ä. (so z.B. auf S. 100) benutzt und ihre Konstruktionsinterpretationen durch jeweils vervollständigte Äußerungen paraphrasiert. Bei Günthners Beispielen zur Kategorie „Subjektlose Infinitkonstruktion“ fällt auf, dass außer dem Subjekt immer die Kopula oder das flektierte Hilfsverb *haben* ausgespart ist (so auf S. 112 *Zum arzt gerannt* und auf S. 108 *Keine luft mehr gekriegt*). Insofern stellt sich die Frage, welche Fälle der Finitumsaussparung dieser Typ insgesamt zulässt. Mit dem Terminus ihrer letzten Konstruktionskategorie „Minimale Setzung“ suggeriert Günthner, hier handele es sich um die stärkste Verknappung einer Informationsdarstellung. Diesbezüglich zeigen das Beispiel *Super herzrasen und und kopfschmerzen* und das Beispiel *Schwindelig*, dass wie bei der subjektlosen Infinitkonstruktion zwei Konstituenten ausgespart sind, nämlich beim ersten Beispiel das Subjekt *ich* und das finite Vollverb *hatte* und beim zweiten die Dativnominalphrase *mir* und das Hilfsverb *war*. Genau genommen sind hier also zwei verschiedene Ellipsenarten anzusetzen. Der Eindruck einer Minimalität ergibt sich somit nur dadurch, dass bei den Beispielen der subjektlosen Infinitkonstruktionen der infinite Versteil, das Partizip, immer expandiert vorkommt (was aber nicht notwendig wäre, wie

die Sequenz *Gerufen, geschrien, geheult* belegt), während das Analoge bei den Beispielen für die minimale Setzung zwar nicht der Fall, aber möglich ist (z.B. in *Lust auf Pizza* und *Gierig nach Sex*).

Vergleicht man den Beitrag von Redder mit dem von Günthner, dann sieht man, dass bei Redder im wesentlichen keine neuen Ellipsenarten hinzukommen. Das Beispiel *Parkplatz gesucht, also Warschaua Straße, Bahnhof* einer subjektlosen Infinitkonstruktion auf S. 127 illustriert allerdings zusätzlich eine Aussparung von Präposition und Artikel in der ausgeklammerten Ortsangabe. Schätzt man abschließend die drei Beiträge von Deppermann, Günthner und Redder hinsichtlich ihrer Behandlung von Aussparungsellipsen im Zusammenhang ein, dann muss man konstatieren, dass auch auf der Stufe einer Konstruktionsklassifikation der übliche grammatiktheoretische Standard nicht erreicht wird: Die eingeführte Taxonomie ist noch unzureichend systematisiert, sie ist überdies unvollständig und sowohl Deppermann als auch Günthner unterlaufen erhebliche Klassifikationsfehler, während Redder an einer genauen strukturellen Kategorisierung überhaupt nicht interessiert ist. Schließlich bleibt unklar, aufgrund welches Kriteriums die verschiedenen angeführten Ellipsenarten – wie unterstellt – als eigenständige Konstruktionen angesetzt werden sollen.

4.3 Relativsatzklassifikation und semantiktheoretische Probleme

Die bisherige kritische Auseinandersetzung mit den Beiträgen im Tagungsband bezog sich wesentlich auf im engeren Sinne grammatiktheoretische Aspekte. Der Beitrag von Birkner über Objektrelativsätze mit *haben* gibt demgegenüber Anlass, bestimmte semantik- und klassifikationstheoretische Fragen zu erörtern. So postuliert Birkner (S. 175) u.a., die in der traditionellen Grammatik eingeführte semantische Unterscheidung zwischen restriktiven und explikativen Relativsätzen (Birkner spricht im zweiten Fall nicht ganz zutreffend von Apposition) spiele für die Unterteilung und Charakterisierung der *haben*-Relativsätze eine nur untergeordnete Rolle. Diese semantikbezogene UnzulänglichkeitsThese stellt sich bei genauerer Betrachtung als falsch heraus. Denn Birkners eigene Unterscheidung von vier Konstruktionstypen kommt im Wesentlichen dadurch zustande, dass sie die explikativen Relativsätze weiter in drei, ohnehin noch problematische Subklassen mit je verschiedenen strukturellen und funktionalen Eigenschaften unterteilt. Die Einführung von derart komplexen Mischklassifikationen ist häufig unzweckmäßig und kann insbesondere Generalisierungsnachteile haben. Dies gilt auch in Birkners Fall (s.u.).

Zu Beginn ihrer semantiktheoretischen Diskussion auf S. 156 behauptet die Autorin für Beispiele wie *Un dat ist der fehler den ich habe* das Vorliegen eines nichtrestriktiven Relativsatzes. Hier macht sich ein spezifisches methodisches Defizit in der gegenwärtigen Gesprächsforschung bemerkbar: Auf den systematischen Einsatz semantischer Testverfahren unter geklärten Kontextbedingungen zu verzichten, ist vielleicht der größte Fehler, den diese Forschungsrichtung hat.

Konkreter gesagt, in dem Beispielsatz von Birkner braucht man nur den Relativsatz durch *den er hat* zu ersetzen, um zu erkennen, dass durch ihn determiniert ist, über welchen Fehler gesprochen wird. Die Autorin weist zwar später selbst auf den Tilgungstest hin, mit dem sich restriktive Relativsätze ebenfalls identifizieren und von explikativen abgrenzen lassen; aber sie hat ihn offensichtlich nicht auf ihr Beispiel angewendet. Möglicherweise geht aus dem Kontext des Beispiels hervor, dass sich das Pronomen *dat* auf eine vorher genannte problematische Verhaltensweise des Sprechers bezieht. Allerdings gibt Birkner hierzu keine entsprechenden Informationen. Aber selbst im Fall einer Vorgängeräußerung wie *Ich bin oft zu ungeduldig* lässt sich der um den Relativsatz gekürzte Beispielsatz, also die Äußerung *Und dat is der fehler*, nicht semantisch problemlos anschließen. Man erwartet nämlich als Rezipient die Formulierung *Un dat is mein fehler* oder eben den ungekürzten Beispielsatz. Den Grund hierfür kann man nur erkennen, wenn man den Beispielsatz genauer semantisch analysiert. Er macht nämlich eine Aussage über die extensionale Identität zweier intensional unterschiedlicher Referentencharakterisierungen und die Charakterisierung durch die Nominalphrase *der fehler* reicht nicht aus, um einen unabhängig von *dat* zu bestimmenden Referenten zu ermitteln.

Was nun Birkners Klassifikation der *haben*-Relativsätze betrifft, so ist zunächst die Charakterisierung des von ihr eingeführten Konstruktionstyps „Identifizierende *haben*-Konstruktion“ semantiktheoretisch problematisch. Die Autorin behauptet nämlich, in dieser (einen restriktiven Relativsatz enthaltenden) Konstruktion werde vom Sprecher unterstellt, dass der zu ermittelnde Referent bereits im Wissen des Hörers vorhanden sei (S. 173). Eine solche Voraussetzung macht die Klassifikation zunächst unnötig abhängig von Sachverhalten, die entweder sehr viel Kontextwissen verlangen oder überhaupt nicht empirisch überprüfbar sind. Zugleich wird damit der Fall von Konstruktionen ausgeschlossen, bei denen der gesuchte Referent mit Hilfe von solchem Wissen bestimmt ist, über das ausschließlich der Sprecher verfügt. Gerade in *haben*-Relativsätzen wird der zu identifizierende Referent dem Hörer oft erst durch eine entsprechende Aussage im Matrixsatz bekannt gemacht, so z.B. in einer Äußerung wie *Der größte fehler den ich habe ist x*.

Richtig und wichtig ist die Beobachtung der Autorin, dass nichtrestriktive *haben*-Relativsätze redundant sein können und deshalb gefragt werden muss, welche kommunikative Funktion sie dann haben. Ein eindeutiges Belegbeispiel dieser Art liefert *Un natürlich geh ich von mir aus von von meinen wahrnehmungen oder von meinen rastern die ich hab* (S. 158). Hier ist die Zugehörigkeitsbeziehung der genannten Raster zum Sprecher bereits eindeutig durch das Possessivpronomen hergestellt und der Relativsatz bringt keinerlei neue Information, wie man das üblicherweise bei explikativen Relativsätzen erwartet. Immerhin wird in *haben*-Relativsätzen generell eine zusätzliche Aussage über das Vorliegen einer possessiven Zugehörigkeitsbeziehung gemacht, wie die Autorin selbst feststellt (S. 174). Insofern gibt es entgegen der Argumentation von Birkner keinen Grund, die gut etablierte dichotome Unterscheidung in re-

striktive und explikative Relativsätze aufzugeben. Vielmehr liegt es nahe, explikative Relativsätze in redundante und solche mit neuer Information zu unterteilen; man kann sie auch schwach bzw. stark explikative Relativsätze nennen. Zugleich lässt sich als Funktion redundanter Relativsätze ein Hervorhebungseffekt (Pleonasmus) vermuten.

Birkners weitere Klassifikation der *haben*-Relativsätze bzw. der sie enthaltenden Satzkonstruktionen ist in mehrfacher Hinsicht unsystematisch und beruht darauf, dass sie bestimmte Positions- und Konstruktionseigenschaften als Klassifikationskriterien hinzunimmt, dies aber in inhomogener Weise. Warum soll überhaupt der jeweilige Konstruktionstyp des Matrixsatzes bei der Klassifikation berücksichtigt werden? Und wenn man dies tut, warum nur bei Äußerungen mit explikativem, nicht aber mit restriktivem Relativsatz? Sinnvoll ist allenfalls ein einheitlicher und ausschließlicher Bezug auf die Position der aus Bezugsnominal und Relativsatz bestehenden Nominalphrase. Diesbezüglich unterscheidet die Autorin Topik- und Finalposition. Dabei bleibt unklar, ob sie den Topikbegriff informationsstrukturell oder syntaktisch verstanden wissen will. Da die Einstufung der von ihr präsentierten Beispiele eindeutig mit einer syntaktischen Interpretation des Positionsbegriffs kompatibel ist, wollen wir von dieser Interpretation ausgehen und so die Probleme einer Topik-Fokus-Zuordnung vermeiden. Sodann stellt sich sofort die Frage, ob die Klassifikation nicht unvollständig ist, weil sie keine explikativen Relativsätze in Mittelposition berücksichtigt. Offensichtlich kommen im Korpus von Birkner entsprechende Beispiele nicht vor, aber es gibt sie doch (z.B. *Ich werde meine Fehler, die ich ja schon lange habe, endlich zugeben.*) Und selbst wenn man nur Topik- und Finalposition unterscheidet, sind doch bei einer Kreuzklassifikation vier Fälle zu erwarten. Die Klassifikation von Birkner sieht für Konstruktionen mit schwach explikativem Relativsatz die zwei erwartbaren Fälle vor; demgegenüber fehlt bei den Konstruktionen mit stark explikativem Relativsatz der Topikfall wie z.B. in *Mein Meerschweinchen, das ich (übrigens) schon seit einem Jahr habe, frisst sehr viel Salat*. Überdies gehört das Beispiel, das Birkner als Beleg für den schwach explikativen Topikfall nennt (*Diese Heulphasen wo ich hatte die sind jetzt auch weg*, S. 172), möglicherweise je nach Kontext zu den restriktiven Relativsätzen. Weiterhin ist die Klassifikation von Birkner bei den Finalfällen auf spezielle biklausale (cleftähnliche) Konstruktionen eingeschränkt. Schließlich wäre in einer homogenen Taxonomie auch bei den restriktiven Konstruktionen eine positionsbezogene Unterteilung zu erwarten.

Die Einführung einer Klassifikation ist kein Selbstzweck, sondern sie sollte als Grundlage für eine effiziente Formulierung von Hypothesen dienen. Deshalb muss die Klassifikation so generell konzipiert sein, dass sie nicht nur die im jeweiligen Korpus enthaltenen Fälle erfasst, sondern alle theoretisch möglichen. Nur auf diese Weise lässt sich eine eindeutige Trennung zwischen definitiven Aussagen und empirischen Befunden erreichen. Konkret auf die Untersuchung von Birkner bezogen heißt dies: Bei Voraussetzung einer entsprechend allgemeineren Taxonomie kann man anschließend empirische Aussagen darüber

machen, welche Konstruktionsklassen möglicherweise aus welchen Gründen in welcher Häufigkeit vorkommen, wie groß der Anteil cleftähnlicher oder anderer spezieller Konstruktionen ist und inwieweit es korrespondierende prosodische Realisierungen und informationsstrukturelle Zuordnungen gibt. Bezüglich der Prosodie macht Birkner relevante Tendenzaussagen für die vier von ihr unterschiedenen Konstruktionen. Dabei fällt auf, dass die Eigenschaft der *haben*-Relativsätze, zumeist prosodisch integriert zu sein, möglicherweise nicht von der Konstruktion des Matrixsatzes abhängt, sondern davon, ob der Relativsatz schwach explikativ vs. stark explikativ oder restriktiv ist; denn bei beiden von Birkner unterschiedenen Konstruktionsklassen mit schwach explikativem Relativsatz beobachtet die Autorin mehrheitlich/häufig Integriertheit. Dies würde eindeutig belegen, dass ihre Klassifikation nicht generell genug angelegt ist.

Insgesamt gesehen lässt sich in jedem Fall eine systematischere Darstellung für die *haben*-Relativsätze als bei Birkner erreichen und dabei spielt wieder die Unterscheidung von explikativen und restriktiven Relativsätzen eine zentrale Rolle. Wie schon beim bilateralen Zeichenbegriff erschwert außerdem die Vorstellung einer festen Kopplung unterschiedlicher Form- und Funktionsaspekte in einer Konstruktion die linguistische Theoriebildung. Einerseits verstellt sie nämlich den Blick auf die verschiedenen Konstruktionen gemeinsam zugrundeliegenden Faktoren und Strukturbildungsprinzipien. Andererseits verleitet sie bei der Analyse von Korpora zu der vorschnellen Annahme, bestimmte dort vorkommende Äußerungsformen seien als eigenständige Konstruktionen einzuschätzen. Wenn das für alle so ermittelten und voneinander zu unterscheidenden Form-Funktions-Muster gelten würde, hätte man es mit einer riesigen Zahl von Einzelkonstruktionen zu tun, was schon aus Gründen der erforderlichen Kommunikationsökonomie nicht plausibel ist. Auf den konkreten Fall bezogen: Neben den von Birkner postulierten Konstruktionen gibt es noch eine Vielzahl an Möglichkeiten, Äußerungen mit eingebetteten Relativsätzen nach dem Konstruktionstyp von Matrix- und Relativsatz sowie nach deren kommunikativen Funktionen zu unterscheiden. Sollen alle diese Äußerungsformen als eigenständige Konstruktionen eingestuft werden oder nur die besonders häufig vorkommenden? Aufgrund welcher Kriterien kann man darüber entscheiden? Das sind Fragen, die die von der construction grammar begeisterten AutorInnen im Tagungsband für die jeweils von ihnen hypostasierten Konstruktionen hätten beantworten müssen.

4.4 Zur Diskussion der Vorfelddbesetzung

In eine Darstellung oftmals in der mündlichen Kommunikation auftretender syntaktischer Konstruktionen gehört auch die Behandlung von Vor- und Nachfelddbesetzungen, also von Phänomenen, die in der geschriebenen Sprache nur in jeweils anderer Häufigkeit auftreten (z.B. kommen extraponierte Relativsätze dort vermutlich sogar sehr viel öfter vor). Von den zwei Beiträgen im Tagungs-

band zur Vorfeldproblematik soll hier nur der von Schröder angesprochen werden. Das Vorliegen einer Vorfeldbesetzung in Aussagesätzen stellt grammatiktheoretisch nichts Besonderes dar; schließlich kann im Deutschen jedes Satzglied diese Position einnehmen und dieser Sachverhalt lässt sich z.B. durch eine auf die Finitumvoranstellung folgende Topikalisierungstransformation modellieren; man kann aber in Phrasenstrukturgrammatiken auch eine transformationsfreie, nur mit Linearisierungsregeln arbeitende Lösung erreichen. Die einzig erwähnenswerte Besonderheit von Vorfeldbesetzungen liegt darin, dass dort häufig mehrfach asyndetisch und koordinativ angeschlossene Satzgliederweiterungen vorkommen, die einer portionierten und damit erleichterten Referenzherstellung dienen und im Spezialfall der sogenannten Linksversetzung auch eine semantisch resümierende Verwendung des demonstrativisch gebrauchten bestimmten Artikels als Satzgliedabschluss erlaubt. Interessanter wird es, wenn das Vorfeld mehrfach besetzt zu sein scheint. Um eine solche Mehrfachbesetzung erfassen zu können, wurde in der Vergangenheit das Konzept des Vorvorfelds eingeführt und Schröder kritisiert dies zu Recht. Seine Argumentation ist plausibel, aber man kann sie noch in verschiedenen Punkten grammatiktheoretisch präzisieren und ergänzen. Und wenn man dies tut, dann ist es auch nicht erforderlich, den von Schröder propagierten Ausweg einer Einführung funktionaler Äußerungseinheiten zu begehen, sondern dann löst sich das Problem der scheinbaren Mehrfachbesetzung im Vorfeld schon satzgrammatisch auf.

Zu Beginn seiner Diskussion präsentiert Schröder auf S. 208–210 eine Beispielliste von 13 Äußerungstypen, bei denen in der Literatur das Vorliegen einer mehrfachen Vorfeldbesetzung behauptet wurde. Bei näherer Betrachtung seiner Beispiele wird schnell deutlich, dass ihnen ganz unterschiedliche grammatische Sachverhalte zugrunde liegen, die nachfolgend genauer als bei Schröder auseinanderdividiert werden sollen. Beim Beispiel (2) *Tach hans hier spricht ulla* stellt *Tach hans* einen eigenständigen Satz dar und gehört deshalb nicht zum Vorfeld des Nachfolgesatzes. Dies kann man mit dem oben genannten Tilgungstest leicht überprüfen. In derselben Weise sind auch die Beispiele (3), (4) und (7) zu erklären. In der Liste von Schröder fehlt allerdings ein eindeutiges Beispiel für das Phänomen satzeinleitender Konnektoren wie in *Denn sie sollen getröstet werden*. Allerdings hat Schröder schon bei der vorausgehenden Behandlung des topologischen Satzmodells auf die Auffassung von Pasch et al. (2003, 70) verwiesen, dass zweistellige Konnektoren nicht zum Vorfeld des zweiten Konnektors gehören. Anders gesagt, das topologische Satzmodell gilt nur für elementare, unverknüpfte Sätze. Mit Beispiel (8) bringt Schröder einen Beleg für die Verwendung der Konjunktion *weil* mit Hauptsatzwortstellung und man könnte meinen, dass sie genauso wie die von *denn* zu behandeln ist. Dagegen spricht die prototypische Realisierung dieses *weil* mit einer nachfolgenden kurzen Pause oder wie in (8) mit einem Hesitationssignal; deshalb soll später eine andere Analyse vorgeschlagen werden. Das Vorkommen satzeinleitender Diskurspartikel wie in Beispiel (1) *Ja sou is es* oder in Beispiel (6) *Nich das kann ich ja nich umsonst kriegen* ist in vielen Fällen ähnlich zu modellieren wie das Vorkommen

von Konnektoren, nämlich dann, wenn sich ihr Skopus auf den gesamten nachfolgenden Satz erstreckt. Allerdings werden Diskurspartikel teilweise auch ähnlich wie einstellige Konnektoren verwendet, die nicht das Vorliegen einer vorausgehenden Äußerung verlangen (so beim typisch kommunikationseinleitenden *also*). Für eine satzbezogene Analyse spricht bei (1) die von Schröder angegebene prosodische Realisierung eines fallenden Grenztonmusters von *ja*. Grundsätzlich könnte sich das *ja* aber auch nur auf *sou* beziehen und dann würden beide Wörter gemeinsam die Vorfeldkonstituente des Satzes bilden, also wäre ebenfalls keine Mehrfachbesetzung gegeben. Aufgrund entsprechender prosodischer Markierungen sind auch die beiden Partikel *ja* und *gut* in Beispiel (3) *Ja gut sicher der ton macht immer die musik* als Satzkonstituenten zu erklären. Eine ganz andere grammatische Beziehung liegt demgegenüber zwischen *sicher* und der Restäußerung vor. Man kann sie Doppelpunktkonstruktion nennen und deutlicher ist sie bei Beispiel (9) zu erkennen: *Ich denke das s so ne variante die man jetzt kurzfristig denn prüfen sollte*. (9) lässt sich sofort mit einer *dass*-Satz-Konstruktion paraphrasieren. Es ist aber sowohl in der geschriebenen wie in der gesprochenen Sprache bei bestimmten Verben im Matrixsatz üblich, den eingebetteten Satz in Hauptwortstellung anzuschließen. Eine Analyse des Matrixsatzes als Vorfeldbesetzung ist also inkorrekt. Die Verwendung von *sicher* ist in Argumentationen ein Indikator dafür, dass die Geltung von Aussagen thematisiert wird (auch Schröder spricht von Geltungsadverbial); und mit *sicher* wird ein hoher Geltungsgrad postuliert. Tatsächlich lässt sich das satzeinleitende *sicher* i.A. als elliptische Realisierung etwa von *Es ist sicher dass gilt* paraphrasieren und damit als Matrixsatz einer speziellen Doppelpunktkonstruktion identifizieren. In ähnlicher Weise wie (3) und (9) bilden die Beispiele (7) und (12) leicht zu analysierende Doppelpunktkonstruktionen (so ist (7) eine Variante der *ob*-Satzeinbettung und (12) enthält wieder einen verkürzten *gilt*-Matrixsatz). Bei auf das Verb *sagen* folgenden Sätzen in Hauptsatzwortstellung wie in Beispiel (10) gibt es zwei Analysemöglichkeiten: Entweder wird der betreffende Satz als Zitat interpretiert und fungiert dann das Akkusativobjekt zu *sagen* oder es liegt eine mit einem *dass*-Satz zu paraphrasierende Doppelpunktkonstruktion vor. Beispiel (13) *Vielleicht dass sie da besonders frustriert sind* ist demgegenüber nicht als Doppelpunktkonstruktion einzustufen, sondern hier wurde lediglich *gilt* ausgespart. Angesichts der erfolgreichen Analyse vieler angeblicher Vorfeldbesetzungen aus Schröders Beispielliste als *gilt*-Konstruktionen liegt es jetzt nahe zu versuchen, auch die beiden noch nicht (zufriedenstellend) erklärten Beispiele auf diese Weise zu analysieren. Tatsächlich ist sofort ersichtlich, dass sich die *weil*-Konstruktion mit Hauptsatzwortstellung in Beispiel (8) auf diese Weise angemessen modellieren lässt. Bleibt also nur noch das Beispiel (11). *Naja die bank also mit mir war da keine rede* als prototypischer Beleg für die bekannte Konstruktion des sogenannten freien Themas, die üblicherweise mit einer *anbetrifft*-Formulierung paraphrasiert wird. Offensichtlich ist hier die etwas ausführlichere Paraphrase *Naja was die bank anbetrifft, so gilt* für den Matrixteil einer Doppelpunktkonstruktion anzusetzen. Somit lassen

sich alle Beispiele von Schröder ohne größere Schwierigkeiten im üblichen satzgrammatischen Rahmen erfassen und deshalb gibt es keinen Grund, neue funktionale Äußerungseinheiten einzuführen.

An diesem Befund ändert sich auch in der Folge von Schröders Beitrag nichts Wesentliches. Er diskutiert nur teilweise noch komplexere Beispiele, die sich durch Kombination der angegebenen Konstruktionen u.a. mit Linksversetzungen und Ellipsen ergeben und grammatiktheoretisch präziser hätten beschrieben werden können. Ingesamt gesehen ist Schröders Versuch, die kommunikativen und rhetorischen Aspekte der vermeintlichen Vorvorfeldbesetzung zu fokussieren und zugehörige Funktionen zu ermitteln, zwar begrüßenswert, aber weder ist seine Behauptung (S. 239) korrekt, dass dabei die satzgrammatischen Organisationsprinzipien vor den rhetorischen in den Hintergrund rücken müssten, noch sollte funktionsanalytischen Betrachtungen generell ein Primat vor formanalytischen (S. 240) eingeräumt werden.

4.5 Nachfeldkonstruktionen

Im Vergleich zu den Phänomenen der Vorfeldbesetzung sind die verschiedenen Arten von Nachfeldkonstruktionen in gewissem Sinne grammatiktheoretisch interessanter. Sie sind nämlich einerseits vielfältiger und andererseits mit dem besonderen Modellierungsproblem diskontinuierlicher Konstruktionen verbunden. Letzterer Sachverhalt wird in den drei Beiträgen von Auer, Vinckel und Kern/Selting allerdings nicht berücksichtigt und genereller mangelt es an einer genaueren Diskussion über relevante Eigenschaften der betreffenden Konstruktionen. Beispielsweise hätte man sich Aussagen über die Vorkommenshäufigkeit der Konstruktionen in den jeweiligen Korpora gewünscht. Außerdem hätte erörtert werden können, welche Möglichkeiten vorliegende Grammatikmodelle zur Behandlung der verschiedenen Konstruktionen anbieten und wie sie unter struktureller und prozessualer Perspektive zu beurteilen sind. Dann wäre z.B. deutlich geworden, dass Ausklammerungen 1. Ordnung, also die ‚Verschiebung‘ eines Satzglieds aus dem Mittel- in das Nachfeld (wie in *Ich bin im Kino gewesen gestern*) etwa im Unterschied zu Ausklammerungen 2. Ordnung (wie z.B. *Ich habe den kleinen Eisbären gesehen aus Berlin*) besonders einfach transformationsfrei zu erfassen sind, wenn man von einer flachen Struktur der Zerlegung von Sätzen ausgeht. Denn in diesem Fall lässt sich der als Verschiebung beschriebene Effekt schon als alternative Konstituentenlinearisierung modellieren.

Auer kritisiert in seinem Beitrag zunächst zu Recht den increment-Ansatz von Schegloff (1996). Seine anschließende Diskussion über unterschiedliche Arten syntaktischer Expansionen von Turnkonstruktionseinheiten hätte er aber selbst konsequenter entwickeln können. Als erstes ist darauf hinzuweisen, dass es in allen seinen Beispielen um die Fortsetzung von Phrasen oder Sätzen geht. Die Verwendung des Turnkonstruktions- statt des Satzbegriffs erklärt sich aus

der terminologische Tradition und Analyseperspektive der Konversationsanalyse. Zugleich reflektiert sie Vorbehalte gegen den vermeintlich unzulänglichen Satzbegriff. In Wirklichkeit ist dieser Begriff aber einfacher definiert und leichter empirisch zu überprüfen als der der Turnkonstruktionseinheit. Außerdem sind die Möglichkeiten einer Äußerungsfortsetzung primär syntaktisch determiniert, d.h. als korrekte Fortsetzungen von Turnkonstruktionseinheiten kommen i.A. nur syntaktisch zulässige Fortsetzungen in Frage; umgekehrt gibt es aber auch syntaktisch zulässige Fortsetzungen an Positionen, die nicht das Ende einer Turnkonstruktionseinheit bilden.

Ein zweiter zu bemängelnder Punkt in der Darstellung von Auer bezieht sich darauf, dass seine Liste möglicher Fortsetzungen weder genügend systematisch angelegt noch vollständig ist. Beispielsweise muss zwischen kontinuierlichen und diskontinuierlich platzierten Erweiterungen unterschieden werden und in der Liste fehlen wichtige Erweiterungstypen wie *und zwar*-Konstruktionen, die sogenannten Rechtsversetzungen und diskontinuierliche Phrasenkoordinationen (so in *Er hat den Eisbären gesehen und den Tierpfleger*). Zugleich ist es unzweckmäßig, die Klassifikation definitiv von prosodischen Faktoren wie der Integriertheit vs. Desintegriertheit abhängig zu machen. Analog zu unserer Diskussion über die Relativsatzklassifikation ist hier vielmehr die Ebene einer Formulierung empirischer Hypothesen einschlägig.

Ein dritter und letzter Kritikpunkt betrifft die grammatisch inkorrekte oder ungenaue sowie unvollständige Kategorisierung von Auer bei einigen seiner Beispiele. Bei dem Beispiel *Und möhrchen brauch ich klein geschnitten* auf S. 283 (und ebenso bei dem vorausgehenden Beispiel) übersieht Auer, dass es im Deutschen die, allerdings nur in bestimmten Kontexten gebräuchliche, postnominale Platzierung unflektierter Adjektive gibt. Deshalb bildet nicht *Und klein geschnitten(e) möhrchen brauch ich* den Vergleichsfall für das Originalbeispiel, wie unterstellt, sondern *Und möhrchen klein geschnitten brauch ich*. Übrigens handelt es sich bei diesem Beispiel um eine spezielle Art der Ausklammerung 2. Ordnung. Das Beispiel *Hier wird ordentlich gegessen heute nicht geschaufelt* auf S. 287 lässt sich grammatiktheoretisch als asyndetische diskontinuierliche Phrasenkoordination einstufen (allerdings auch als Linksausklammerungsellipse). Bei Analyse als Phrasenkoordination liegt zugleich der Fall einer Mehrfachbesetzung des Nachfelds vor, weil schon die Temporalangabe *heute* ausgeklammert ist. All dies erfährt man aber im Beitrag von Auer nicht. Übrigens handelt es sich bei diskontinuierlichen Phrasenkoordinationen in keinem terminologisch vertretbaren Sinne um Ellipsen. Aber der von Auer propagierte Begriff „Strukturlatenz“ ist für diese Konstruktion auch nicht adäquat, weil sonst bei einem Satz wie *Peter hat einen Beitrag geschrieben und nicht das Vorwort* der Umstand einer diskontinuierlichen Erweiterbarkeit des Objekts *einen Beitrag* als Latenzphänomen gewertet werden müsste. Dasselbe gilt für das Beispiel auf S. 288 (M: *dass ich gestern morgen eh probe gefahren bin mit m mercedes* F: *mit dem großn?* M: *eh mit dem dreihundertachder*). Traditionell wird es als (mehrfache) Adjazenzellipse eingestuft – das hätte Auer erwähnen können. In Wirk-

lichkeit handelt es sich bei diesem Beispiel um eine (zweifache) interaktive Nachtragskonstruktion und sie zeigt eine Besonderheit, die nicht mit der Analyse gesprochener Sprache Vertraute überraschen wird und auf die Auer auch nicht hinweist: Der erste Nachtrag lässt sich nämlich sprechakttheoretisch als Frage einstufen (Auer gibt diesbezüglich für das Einheitenende die Tonhöhenbewegung „mittelsteigend“ an), was belegt, dass in assertive Äußerungen satzgliedwertige Fragen eingebettet sein können.

Außer dem letzten Beispiel und einem weiteren Beispiel auf S. 289 diskutiert Auer ausschließlich monologische Satzfortsetzungen und verschenkt damit die Möglichkeit, die von ihm exemplarisch angesprochenen Erweiterungskonstruktionen auch mit Beispielen der interaktiven Satzkooperation zu illustrieren. Dies wäre für das Teilthema „Interaktion“ im Tagungsband ein erheblicher Gewinn gewesen. Dafür bringt und diskutiert Auer abschließend noch ein interessantes Beispiel für eine Sonderform von Koordinationsellipsen im Deutschen, bei der nach expliziter Angabe einer Eigenschaft für einen ersten Referenten, beliebig viele andere Referenten aufgezählt werden können und ihnen dieselbe Eigenschaft durch eine Bejahung wie *ja* oder *auch* bzw. durch eine Verneinung wie *nicht* zu- bzw. abgesprochen wird, wobei die koordinierten Äußerungsteile wahlweise asyndetisch oder durch Konjunktionen wie *und* bzw. *aber* miteinander verbunden werden können. Die betreffende syntaktische Konstruktion zeigt bei Vereinfachung und Verlängerung des Beispiels von Auer folgende zweiteilige Struktur: *Sonst würde der jürgen nicht freiwillig (aus dem container) gehen, john ja, alex und john ja, ich auch, du vermutlich nicht, manuela nein, jona auf keinen fall und zlatko schon gar nicht, kerstin vielleicht, aber jürgen nicht*. Die Struktur dieses Musters deckt Auer plausibel auf. Aber das haben vor ihm schon andere Autoren aus der klassischen Grammatikforschung angesichts der evidenten Strukturparallelität getan. Es fehlen also bei Auer zumindest genaue Angaben dazu, wie die beiden Positionen der Struktur und die verbindenden Konjunktionen besetzt werden können und dann wäre auch der Weg zu einer Formulierung präziser Regeln nicht mehr weit.

In den Beiträgen von Vinckel sowie von Kern und Selting zeigt sich wieder die Problematik mehr oder weniger plausibler und jedenfalls unüberprüfter funktionaler Hypothesen. Hierauf soll aber nicht näher eingegangen werden. Erwähnt sei nur, dass Vinckel Reparaturen und Reformulierungen begrifflich nicht ausreichend voneinander unterscheidet (womit sie in der gesprächsanalytischen Literatur allerdings keinen Einzelfall bildet). Auch im Beitrag von Kern und Selting wundert man sich über einige fragwürdige verständigungstheoretische Kategorisierungen, so auf S. 333–34. Problematisch sind auch einige apodiktisch formulierte Thesen von Kern und Selting, die postulieren, dass die spezielle prosodische Realisierung bestimmter Nachfeldkonstruktionen im Türkendeutsch, aber nicht im Standarddeutsch vorzufinden sei. Hierzu lassen sich vermutlich teilweise Gegenbeispiele angeben; in jedem Fall sollten solche Nichtexistenzbehauptungen besser empirisch belegt werden. Eindeutig inkorrekt ist dagegen bei dem Beispiel *Mein vatermutter is schon da dreissisch Jahre* die

Einstufung der ausgeklammerten Temporalangabe als obligatorisches(!) Objekt(!). Von größerem Interesse für unsere Diskussion sind Vinckels syntaxbezogene Überlegungen. Ihre diesbezügliche Darstellung ist erfreulich systematisch angelegt. Allerdings weicht die von ihr verwendete Terminologie teilweise von der hierzulande üblichen ab; bei ihr heißen Ausklammerungen nämlich rechtsverschobene und alle anderen Nachfeldbesetzungen adjungierte Konstituenten. Auf zwei Punkte soll hier genauer eingegangen werden. Erstens macht auch Vinckel den Fehler, die beiden Typen von Nachfeldbesetzungen definitiv mit dem Kriterium der prosodischen Unselbstständigkeit bzw. Selbstständigkeit zu verknüpfen. Eine experimentell gestützte quantitative Korpusanalyse von Wiewowski und Weingarten (2007) zeigt diesbezüglich, dass nur ca. 70% ausgeklammerter Konstituenten integriert produziert werden. Folglich müsste man die 30% desintegriert formulierter Ausklammerungen einem anderen Konstruktionstyp als dem der rechtsverschobenen Konstituenten zuordnen. Noch deutlicher kann die Unzweckmäßigkeit einer definitiven Verwendung des Selbstständigkeitskriteriums nicht werden. Umgekehrt erweist sich, dass nur ca. 60% adjungierter Konstituenten prosodisch selbstständig produziert werden. Diesbezüglich sind auch drei der von Vinckel angeführten Beispiele (nämlich (4), (9) und (10)) schon problematisch, weil bei ihnen die rechte Satzklammer eine progrediente Abschlussintonation besitzt und die Nachfeldbesetzung nur durch eine Mikropause abgetrennt ist; dies spricht gegen eine eindeutige Einstufung als prosodisch selbstständig.

Zweitens fällt Vinckel nicht auf, dass ihr Transkriptbeispiel auf S. 307 ihrer eigenen Taxonomie mit zwei disjunkten Konstruktionsklassen widerspricht. Tatsächlich hat sie mit diesem Beispiel aber einen grammatiktheoretisch sehr wichtigen Fund gemacht. In verkürzt wiedergegebener Version geht es dabei um die Äußerung *Im zuge dieser begutachtung haben natürlich gespräche stattgefunden mit der gutachterin und auch äh zusammenkünfte mit meinem enkelkind.* Im Nachfeld dieser Äußerung wird zunächst im Rahmen einer prosodisch integrierten Ausklammerung 2. Ordnung die ergänzende Information formuliert, mit wem Gespräche stattgefunden haben. Daran schließt sich noch eine prosodisch integrierte syndetische Phrasenkoordination an (mit vorausgehender progredienter Abschlussintonation der Ausklammerung). Die grammatische Modellierung adjungierter Konstituenten im Sinne von Vinckel mit Ausnahme der *und zwar*-Konstruktion, die ohnehin ganz andere Eigenschaften hat und deshalb nicht in diese Klasse eingeordnet werden sollte, ist konstituentenstrukturell mit einem besonderen Problem verbunden. Genauer gesagt betrifft es Ausklammerungen 2. Ordnung, appositive Nachträge, sogenannte Rechtsversetzungen, diskontinuierliche Phrasenkoordinationen und extraponierte Relativsätze. Und zwar besteht dieses Problem darin, dass alle diese Konstruktionen gegen eine unveränderte Beibehaltung der üblichen grammatischen Regeln einer Ableitung syntaktisch hierarchischer Konstituentenstrukturen im Satz sprechen: Ungeplante bzw. vom Rezipienten unerwartete Nachfeldbesetzungen der vier genannten Arten müssten sonst jeweils mit einer erheblichen Restrukturierung der bisherigen Äußerung in

Produktion und Rezeption verbunden sein, um die erst anhand der Nachfeldbesetzung erkennbare Konstituentenhierarchie adäquat zu erfassen. Am Beispiel von Vinckel konkretisiert: Zunächst würden Rezipienten annehmen, dass *gespräche* die unmittelbare Satzkonstituente der Subjektsnominalphrase bildet. Nach Rezeption des ersten Teils der Nachfeldbesetzung müsste diese Annahme zugunsten der Analyse aufgegeben werden, dass *gespräche mit der Gutachterin* die Subjektsnominalphrase darstellt. Schließlich wäre dieses Analyseresultat wieder zu revidieren, um letztendlich *gespräche mit der Gutachterin und Zusammenkünfte mit meinem Enkelkind* als mehrfach hierarchisch untergliederte Subjektsnominalphrase einzustufen. Dass derart komplexe syntaktische Restrukturierungsprozesse durchgeführt werden, ist empirisch wenig plausibel. Deshalb gehe ich davon aus, dass die syntaktische Teil-Ganze-Struktur von Äußerungen teilweise nach anderen Prinzipien aufgebaut wird, nämlich analog zu den in der Wahrnehmungspsychologie beschriebenen und bisher hauptsächlich für die visuelle Wahrnehmung diskutierten Gestaltprinzipien (vgl. Kindt 2001, 2003). Diesbezüglich ist das Beispiel von Vinckel deshalb so interessant, weil sich die sukzessive Einstufung der drei Äußerungsteile *gespräche, mit der Gutachterin, und Zusammenkünfte mit meinem Enkelkind* als Satzgliedeinheiten auf sehr einfache Weise durch eine zweimalige Anwendung des Prinzips der guten Fortsetzung erklären lässt. Anders ausgedrückt, die diskontinuierlich platzierten Konstituenten werden einfach aufgrund ihres linearen Gestaltzusammenhangs als Einheit erkannt. Umgekehrt könnte dies bedeuten, dass im Deutschen die Abtrennung eines betonten Präfixes vom Verb zwecks Etablierung der rechten Satzklammer im Aussagesatz wegen der Reihenfolgeinversion (z.B. wird *weggeht* zu *geht weg*) rein syntaktisch gesehen gegen die Analyse als diskontinuierlich platzierte Einheit spricht und deshalb von einer flachen Struktur auszugehen ist (vgl. Kindt 2003, 309-10). Aber auch für ‚echte‘ diskontinuierliche Konstituenten muss eine neue Strukturrepräsentation gefunden werden.

4.6 Gestalttheoretische Modellierungsskizze

Was haben die eben angestellten Überlegungen noch mit dem Beitrag von Vinckel bzw. mit der Kritik an den Vorgehensweisen im Tagungsband zu tun? Die korpusanalytische Methodik der Gesprächsforschung bietet die Chance, empirisch und theoretisch relevante Phänomene zu entdecken, auf die ein Lehnstuhl-Linguist bei seiner Formulierung selbst ausgedachter Beispielsätze nie stoßen würde. Nur bei einer anschließenden grammatiktheoretisch präzisen Beschreibung können solche Phänomene aber in ihrem spezifischen Wert für Theorieentwicklung und Modellbildung erkannt werden. Die im Transkript von Vinckel vorgefundene Äußerung bildet ein Paradebeispiel für eine solche Konstellation. Falls diese Äußerung – wie von mir unterstellt – einen weiteren, empirisch relevanten Ausgangspunkt für die Einsicht bildet, dass es für eine angemessene Behandlung bestimmter syntaktischer Phänomene erforderlich ist, gestalttheore-

tisch fundierte Grammatikmodelle zu entwickeln, dann hätte der Beitrag von Vinckel als einziger im Tagungsband – wenn auch unwissentlich – ein neues und gravierendes syntaktisches Argument für die Notwendigkeit einer substanziellen Revision vorliegender Grammatikmodelle geliefert.

Im Rahmen einer gestalttheoretisch fundierten Grammatikkonzeption kann übrigens auch die grammatiktheoretische Rolle der Prosodie präziser bestimmt werden. Denn es muss genauer spezifiziert werden, welche prosodischen Markierungen als Hilfsmittel für die syntaktische Gestaltbildung fungieren, wie zugehörige strukturbildende Aspekte von Prosodie theoretisch von ihren kommunikativ funktionalen Aufgaben zu unterscheiden sind und wie die Interaktion zwischen den verschiedenen Verarbeitungsebenen im Detail funktioniert. Warum – so muss man beispielsweise nach den Ergebnissen von Vinckel fragen – werden Ausklammerungen im Deutschen mehrheitlich anders prosodisch realisiert als Nachträge? Und warum wird ein nicht vernachlässigbarer Prozentsatz von ihnen prosodisch desintegriert produziert? Eine mögliche Gesamterklärung könnte etwa folgende Aussagen machen. Zwecks Bildung prägnanter Satzgestalten und zur Vermeidung von Mehrdeutigkeiten bei der Satzsegmentierung wird das Ende von Sätzen in der mündlichen Kommunikation mit einschlägigen prosodischen Abschlussmarkierungen versehen und / oder durch eine längere Pause vom Beginn des Folgesatzes abgegrenzt. Beide Verfahren bilden Spezialfälle der Anwendung von Gestaltprinzipien und zwar von (in der Wahrnehmungspsychologie nicht eigens genannten) Trennungsprinzipien, die zu den bekannten Prinzipien komplementär sind. Eine Pause realisiert das zum Prinzip der Nähe komplementäre Distanzprinzip, weil zwei zeitlich auseinander gerückte Äußerungen tendenziell als nicht zusammengehörig wahrgenommen werden. Demgegenüber befolgen Abschlussmarkierungen das zum Ähnlichkeitsprinzip komplementäre Prinzip der Differenzherstellung, indem zwei voneinander abzutrennende Gestalten mit unterschiedlichen Eigenschaften ausgestattet werden. Bei der Trennung von nicht zusammengehörigen Sätzen wird dies ggf. durch eine unterschiedliche Sprechgeschwindigkeit (verlangsamte Formulierung des Satzendes) und durch einen Tonsprung oder eine Richtungsänderung der Tonhöhenbewegung (Tonbruch) erreicht. Will man als Äußerungsproduzent vermeiden, dass ein ausgeklammertes Satzglied als Beginn eines neuen Satzes missverstanden wird, dann muss man versuchen, den Wahrnehmungseindruck von Diskontinuität zu vermeiden, und sollte z.B. keine längere Pause entstehen lassen. Dies setzt allerdings voraus, dass die Formulierung des Satzglieds bereits vorgeplant ist. Besonders wichtig wird die Vermeidung eines Diskontinuitätseindrucks, wenn die Ausklammerung ein Satzglied oder eine Phrase mit geringem syntaktischen Bindungsgrad zum Äußerungsbeginn betrifft. Dies lässt erwarten, dass insbesondere ausgeklammerte freie Angaben prosodisch integriert formuliert werden und dass dies möglicherweise signifikant häufiger als bei anderen ausgeklammerten Konstituenten geschieht. U.a. der geringe Bindungsgrad erklärt vielleicht auch, warum freie Angaben bzw. eventuell genereller Ausklammerungen bei Mehrfachbesetzung des Nachfelds vor Nachträgen platziert wer-

den, wie das z.B. Zifonun et al. (1997, 1649) postulieren. Denn diese Position erleichtert aufgrund der geringeren Distanz und eines Einklammerungseffektes (vgl. Kindt 1994b) die Rückverknüpfung zur Bezugskonstituente im Äußerungsbeginn.

Wie sollen jetzt aber die ca. 30% desintegrierte Ausklammerungen erklärt werden? Einerseits kann dies den strukturell prozessualen Grund haben, dass der Produzent seine ursprüngliche Absicht, den begonnenen Satz zu beenden, ändert und nach einer längeren Pause noch eine ausgeklammerte Konstituente formuliert. Andererseits lassen entsprechende empirische Beispiele vermuten, dass mit der desintegrierten Formulierung teilweise ein Hervorhebungseffekt beabsichtigt ist. Diese beiden Erklärungsmöglichkeiten können evtl. durch unterschiedliche prosodische Realisierungen unterschieden werden, z.B. bei Berücksichtigung der jeweiligen Akzentuierung.

Betrachtet man den Fall von Nachträgen bzw. von adjungierten Konstituenten, dann liegt es nahe anzunehmen, dass diese Art der Nachfeldbesetzung im Fall einer desintegrierten Realisierung überwiegend spät geplant ist. Diese Annahme wird durch die Experimente von Wiejowski und Weingarten (2007) gestützt, weil Versuchspersonen Sätze mit abgeschnittener Nachfeldbesetzung dieser Art zu 80% als beendet einstufen. Zugleich wird die Lösung des Problems einer die prosodische Diskontinuität überwindenden Rückverknüpfung an die Bezugskonstituente dadurch erleichtert, dass der nach dem Ähnlichkeitsprinzip durch Kasuskongruenz definierte Bindungsgrad adjungierter Konstituenten vergleichsweise groß ist. Die große Zahl der Ausnahmen von einer desintegrierten Realisierung sind – wie oben schon angedeutet – partiell darauf zurückzuführen, dass es erhebliche konstruktionsbedingte Unterschiede gibt, die zum einen die Möglichkeit vorgeplanter Konstituenten und zum anderen das fehlende Erfordernis von Hervorhebungseffekten betreffen. All dies sind empirisch genauer zu überprüfende Vermutungen, die jedoch gut zu den bisherigen Erkenntnissen über Wortstellungsregularitäten und die Funktion prosodischer Markierungen im Mittelfeld passen. In jedem Fall machen sie deutlich, dass es notwendig ist, genauer zu überprüfen, ob und gegebenenfalls inwieweit die Eigenschaft der prosodisch integrierten Formulierung vom Konstruktionstyp sowie vom unterschiedlichen Bindungsgrad der jeweiligen Nachfeldbesetzungen abhängig ist. Dies wiederum setzt die Entwicklung einer differenzierteren Theorie grammatischer Kookkurrenzbeziehungen voraus als gegenwärtig vorhanden. Wenn man nämlich einen wesentlichen Mangel der Dependenz- oder Valenzgrammatik behebt und einen genügend allgemeinen und empirisch operationalisierten Abhängigkeitsbegriff einführt, dann wird klar, dass es inkorrekt ist zu behaupten, Nachträge oder genereller adjungierte Konstituenten seien syntaktisch unabhängig von der vorausgehenden Bezugsstruktur, wie Vinckel dies tut (S. 303), aber auch Autoren aus der herkömmlichen Grammatikforschung und sogar die IdS-Grammatik (vgl. Zifonun et al. 1997, 1649).

5 Fazit

Die grammatischen Unterschiede zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache sind nicht so groß wie im Tagungsband „Grammatik und Interaktion“ behauptet wird. Und die Modellierungskapazität vorliegender Grammatikmodelle ist nicht so klein, wie die AutorInnen glauben. Trotzdem gibt es im Bereich der Grammatik gesprochener und geschriebener Sprache noch viel zu tun, wenn man bestimmte, bislang weniger fokussierte syntaktische Konstruktionen empirisch angemessen modellieren will, wenn die Rolle der Prosodie noch genauer erfasst werden soll, wenn man auch den Aspekt der Multimodalität, z.B. bei Werbeanzeigen, berücksichtigen möchte und wenn eine methodisch solide funktionale Analyse angestrebt wird. Folglich gibt es gute Argumente dafür, dass sich GesprächsforscherInnen angesichts ihres Untersuchungsgegenstands „Gesprochene Sprache“ und ihrer korpusanalytischen Methodik auch in Zukunft mit grammatiktheoretischen Fragestellungen beschäftigen. In diesem Sinne ist meine Kritik an dem Tagungsband konstruktiv gemeint. Denn ich würde mir wünschen, dass sie Anlass gibt, das Erkenntnispotential von Gesprächsanalyse und Grammatiktheorie künftig besser zu nutzen.

Literatur

- Bloomfield, L. (1926): „A Set of Postulates for the Science of Language“. *Language* 2, 153–164.
- Deppermann, A., R. Fiehler & Th. Spranz-Fogazy, Hrsg. (2006): *Grammatik und Interaktion*. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung. Online-Publikation, URL <http://www.verlag-gespraechsforschung.de>.
- Kindt, W. (1994a): „Satzbegriff und gesprochene Sprache“. *Lingua* 94, 25–48.
- ders. (1994b): „Wortstellung als Problem einer dynamischen Grammatik“. In: B. Haftka, Hrsg., *Was determiniert Wortstellungsvariation*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 49–62.
- ders. (2001): „Syntax und Pragmatik: Eine zu entdeckende Verwandtschaft“. In: Liedtke, F. & F. Hundsnurscher, Hrsg., *Pragmatische Syntax*. Tübingen: Niemeyer, 5–29.
- ders. (2003): „Ellipsen und andere syntagmatische Aspekte“. In: G. Rickheit, Th. Hermann & W. Deutsch, Hrsg., *Psycholinguistik/Psycholinguistics. Ein internationales Handbuch*. Berlin: de Gruyter, 306–316.
- Lyons, J. (1971): *Einführung in die moderne Linguistik*. München: C.H. Beck.
- Pasch, R., U. Brauße, E. Breindl & K. H. Waßner (2003): *Handbuch der deutschen Konnektoren*. Berlin: de Gruyter.
- Rath, R. (1985): „Geschriebene und gesprochene Form der heutigen Standardsprache“. In: W. Besch, O. Reichmann & S. Sonderegger, Hrsg., *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbband. Berlin: de Gruyter, 1651–1663.
- ders. (1992): „Sprechen wir in Sätzen? Über Einheitenbildung im Alltagsdialog“. In: P. Suchsland, Hrsg., *Biologische und soziale Grundlagen der Sprache*. Tübingen: Niemeyer, 249–63.

- Schegloff, E. A. (1996): „Turn Organization: One Intersection of Grammar and Interaction“. In E. Ochs, E. A. Schegloff & S. A. Thompson, Hrsg., *Interaction and Grammar*. Cambridge: CUP, 52–133.
- Scheutz, H. (1992): „Apokoinukonstruktionen“. In: A. Weiß, Hrsg., *Dialekte im Wandel*. Göppingen: Kümmerle, 243–264.
- Wiejowski, K. & R. Weingarten (2007): *Prosodic Attachment of the German „Nachfeld“*. Eingereicht für die Tagungsproceedings der Interspeech 2007.

Bielefeld

Walther Kindt

Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Postfach 10 01 31, D-33501 Bielefeld
walther.kindt@uni-bielefeld.de